



Aus heutiger Sicht viel Grün und teilweise fast parkähnlich: Wohnüberbauungen im Gutschick mit dem Schulhaus und dem «Wolkenschiff», einer Marmorplastik Walter Hürlimanns. Enzo Lopardo

Winterthur im Wettstreit mit Swiss und CS

KOMMUNIKATION Die Stadt Winterthur ist mit dem Projekt Asylkirche Rosenberg für den Oscar der Schweizerischen Kommunikationsbranche nominiert. Heute Abend fällt in Zürich der Entscheid.

In der Gruppe der Nominierten für den Preis mit dem sperrigen Namen «Swiss Award Corporate Communications» fällt die Stadt Winterthur aus dem Rahmen. Unter den letzten sechs sind ansonsten nur grosse Namen aus der Unternehmenslandschaft – die Credit Suisse, die Swiss oder die Axa-Winterthur – sowie die Crème de la Crème der Schweizer Medienprofis wie etwa die Zürcher Werbeagentur Jung von Matt.

Die Stadt Winterthur geht als krasse Aussenseiterin ins Rennen um den Oscar der Schweizer Kommunikationsbranche. Eingereicht hat sie das kommunikative Begleitprojekt zur Asylkirche Rosenberg, das unter der Leitung des Sozialdepartements entstanden ist. Bekanntlich hat die Stadt um die letzte Jahreswende die reformierte Kirche Rosenberg als Asylunterkunft umgenutzt und damit schweizweit Beachtung gefunden.

Das Gerücht, das alles änderte

Aus dem Projektbeschrieb, den die federführende Kommunikationsbeauftragte Katharina Rüegg eingereicht hat, sind interessante Dinge herauszulesen. Etwa, dass Rüegg den Einzug der Asylbewerber in die Kirche als «Weihnachtsgeschichte» erzählt wissen wollte – was vermittelt über die Medien teilweise gelang. Die Pläne, die erste Medieninformation zu diesem Zweck am 23. Dezember anzusetzen, scheiterten aber an einer Indiskretion: Ein Cevi-Mitglied streute das Gerücht von der Flüchtlingskirche via Handy. Die Stadt zog daraufhin die Medieninformation vor.

Als exemplarisch will das Projekt gelten, weil es im Rosenberg gelungen sei, der Bevölkerung eine schwierige Botschaft ohne Misstöne zu überbringen. Rüegg erklärt die öffentliche Akzeptanz vor allem mit der Glaubwürdigkeit der Akteure, insbesondere der Kirchenpflege. Ob die «Weihnachtsgeschichte» nun auch noch in eine Bescherung mündet, entscheidet sich heute Abend bei der Preisverleihung in Zürich. *mcl*

Die «Zindelhörner» bieten hohe Wohnqualität

DENKMALPFLEGE Mitte der Sechzigerjahre wurden auf der grünen Wiese die Siedlungen Gutschick und Grüzefeld hingeklotzt. Dabei ging es um günstigen Wohnraum – aber auch um verdichtetes Bauen in der Gartenstadt.

«Der Beton und das Grün» lautete der Titel einer Denkmalpflege-Führung, die aufzeigen wollte, wie man in den 1960er-Jahren der Wohnungsnot entgegenwirken, gleichzeitig aber durch verdichteten Siedlungsbau auch die Ansprüche an die Gartenstadt nicht fallen lassen wollte. Die Historikerin Verena Rothenbühler und Denkmalpfleger Andreas Madianos liessen dazu die Geschichte der Wohnbauförderung und der Gartenstadt-Idee Revue passieren. Denn von der Rieter- (1865) bis zur Zelglisiedlung (1943) war die Idee immer dieselbe: günstigen, grünen Wohnraum (mit

«Selbstversorger-Pflanzblätz») für die Arbeiter der boomenden Industriestadt zu schaffen bzw. die Wohnungsnot zu mildern. Dabei lassen sich drei Phasen intensiver staatlicher oder privater Wohnbauförderung ausmachen: 1924–1932 profitierten Bauge nossenschaften von Subventionen oder günstigem Bauland aus öffentlicher Hand. Ebenso Mitte der Vierziger- bis in die Fünfzigerjahre, als Genossenschafts-siedlungen wie Weberstrasse und Mattenbach entstanden.

In einer dritten Phase, in der auch die Überbauungen Gutschick und Grüzefeld gebaut

wurden, ging es aber nicht mehr allein um Wohnbauförderung, sondern auch um Verdichtung: Es sollte in die Höhe gebaut werden, damit genügend Platz für ein grünes Umfeld blieb – eine moderne Interpretation der Gartenstadt-Idee.

Kantiger Beton in sanfter Umgebung

Und damals dachte man auch rechtzeitig an die Erstellung der nötigen Infrastruktur: Die Begehung des 1967 in Betrieb genommenen Schulhauses und Kindergartens Gutschick zeigt eine «kindgerechte» Gliederung in mehrere Baukörper, die um einen «Dorfplatz» angeordnet sind. Die zeitgenössisch-brutalistische Betonarchitektur visualisiert zwar die Konstruktion, sorgt aber im Inneren mit viel Holz für kindge-

rechte Wärme; zudem wird sie durch die Einbettung in eine aufgeschüttete, weiche Hügellandschaft gemildert.

Schneller bauen ist billiger bauen

Angestossen wurde die Gutschick-Überbauung bereits 1953 durch Heinrich Zindel, der (als Stadtrat) eine Motion zur Wohnbauförderung auslöste, die von Parlament und Volk durchgewinkt wurde. Ein erstes Projekt von Architekt Heinrich Raschle wurde Ende 1957 publiziert und führte prompt zu geharnischten Reaktionen: Von «Zindelhörnern», «Affenfelsen» oder von «sozialistisch gleichgeschalteten Bauten» war die Rede. Zindel aber blieb unbeirrt: Er wollte beweisen, dass man dank vorgefertigter Betonelemente schnell, ra-

tionell, billig bauen und so günstigen Wohnraum schaffen konnte. Was ihm gelang: Nur ein Jahr nach Baubeginn konnten im März 1965 die ersten hundert (von insgesamt 360) Wohnungen bezogen werden!

Durch Staffelung, Abtreppung und horizontalen Versatz wollte man dabei auch architektonischen Ansprüchen gerecht werden – und durch Hochhäuser sollte mehr Platz für Grünraum bleiben. Dieser wurde vom renommierten Gartenarchitekten Ernst Cramer gestaltet und das Resultat kommt heute noch gut an: Auf weiten Rasenflächen und unter stattlichen Bäumen spielen zahlreiche Kinder. *Alex Hoster*

Weitere Führungen zu den Tagen des Denkmals: www.hereinspaziert.ch